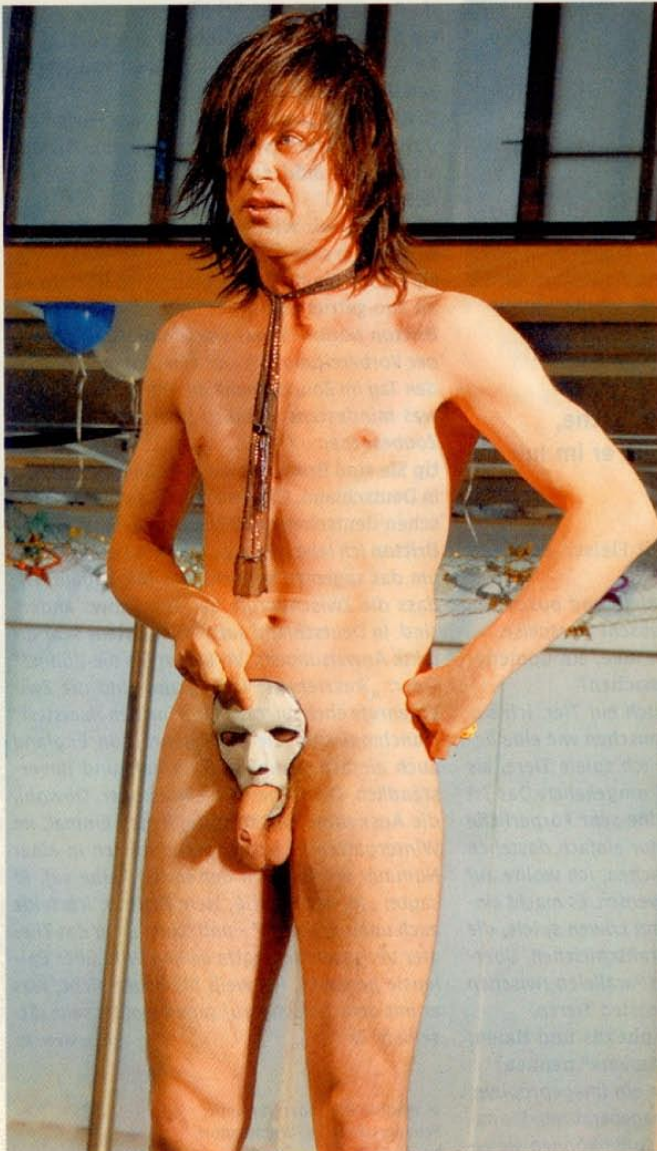


Das war's

Es war eine großartige Spielzeit – mit jeder Menge entblößter Genitalien (besonders hübsch in Shakespeare-Inszenierungen), einem kraftvollen Neustart am Maxim Gorki Theater, peinlichen Auftritten der Extraklasse, dem neuen Radialsystem und den erstaunlichsten Kunstwerken.
Ein Rückblick



Samuel Finzi und Wolfram Woch spielen „Die Perser“



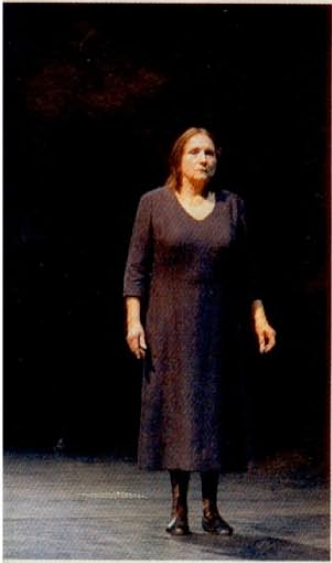
Großer Auftritt: Lars Eidinger im „Sommernachtstraum“ an der Schaubühne

Die Spielzeit begann mit einem sehr ansehnlichen männlichen Genital. Es baumelte durch den Mund einer kleinen, hübschen Maske, die sich der Besitzer des appetitlichen Prachtstücks vor die Hüften hielt. Er sprach auf das Kunstvollste unsterbliche Shakespeare-Verse, aber weil man zwangsläufig weniger auf den Kopf des Schauspielkünstlers als auf sein entblößtes Schmuckstück blickte, entstand automatisch der Eindruck, die Verse aus dem „Sommernachtstraum“ würden aus dem Mund dieser kleinen Maske ins Freie strömen: Ein Schwanz spricht Shakespeare. Es war ein in jeder Hinsicht vielversprechender Saisonauftakt.

Dem Beginn der Spielzeit an der Schaubühne mit Constanza Macras' und Thomas Ostermeiers „Sommernachtstraum“-Party, einer reizenden Mischung aus Orgie und Kindergeburtstag, steht der zweite „Sommernachtstraum“ der Saison am Deutschen Theater wie ein Antipode gegenüber. Auch hier baumelten entblößte primäre Geschlechtsmerkmale dekorativ im Bühnenlicht. Nur war die Nacktheit in Jürgen Goschs Inszenierung nicht schmutzig und verstrahlt wie bei der Swingerclub-Party an der Schaubühne. Die nackten Körper waren seltsam keusch, sie kamen nicht aus dem Darkroom der Dekadenz, sondern aus irgendeiner fremden Vorzeit. Sie gehörten nicht Vergnügungssüchtigen, sondern Wesen, die sich manchmal in Bäume und manchmal in Tiere verwand-

delten, so als sei die menschliche Existenzform samt ihren Lüsten und Verwirrungen für sie nur eine von vielen möglichen Aggregatzuständen. Zwischen diesen Polen bewegte sich das Jahr: Exzesse und Geisterbeschwörung, radikale Gegenwart und noch radikalere Flucht aus der Zeit. Wer in dieser erstaunlichen Spielzeit nicht im Theater war, ist selber schuld: Er hat die heftigsten Partys verpasst (beim „Sommernachtstraum“ an der Schaubühne), grauenvolle Abstürze, lustigen Pollesch-Boulevard und genialische Meese-Nächte (an der Volksbühne). Und an vielen Orten die wundersamsten, kompliziertesten Schönheiten, zum Beispiel am Deutschen Theater und bei der Eröffnung des Radial-

systems. Bei dem Stück, das Sasha Waltz zur Eröffnung des Radialsystems inszeniert hatte, war der eigentliche Star das Gebäude, das die Tänzer und Musiker auf allen Etagen, in allen Winkeln, Treppenhäusern und auf der riesigen Freiterrasse bespielten: Eine offene, lichte Glas- und Betonkonstruktion mit Blick auf die Spree, ein neuer, aufregender Ort für die unterschiedlichsten Künste und wahrscheinlich die wichtigste Neugründung, seit Matthias Lilienthal vor drei Jahren das HAU neu erfunden hat. Nach wenigen Wochen war das Radialsystem fest in der Wahrnehmung der Kulturszene etabliert – ein Abenteuer mit offenem Ausgang, ein Ort, an dem man Konzerte für Alte Musik auch mal auf dem Boden



Der zweite „Sommernachtstraum“ der Saison am Deutschen Theater

liegend hören kann. Der Zuspruch ist enorm, das Renommee auch, wie es aussieht, geht das Konzept der Betreiber glänzend auf.

Bei der anderen großen Neugründung ist das noch die Frage. Der Glamour-Faktor des Admiralspalastes in der Friedrichstraße hält sich in Grenzen. Brandauers „Dreigroschenoper“, mit der der Amüsierbetrieb eröffnet wurde, war eine kommerziell erfolgreiche Peinlichkeit mit einem sich redlich blamierenden Campino und lauter ziemlich verloren herumstaksen-

überzeugend waren wenige der der vielen Premieren – etwa Jan Bosses „Werther“, in der der von den eigenen Gefühlen begeisterte Werther zum narzisstischen Berlin-Mitte-Bubi wird. Bosse wird Hausregisseur, er wird in der kommenden Spielzeit zwei Stücke inszenieren, dem Gorki Theater kann das nur gut tun. Petras' eigene Inszenierungen wirkten seltsam unfertig, eher angerissen und unverbindlich vor sich hin assoziiert als zu Ende gedacht – immer unterhaltsam, aber oft ein bisschen flach und harmlos.

Wer in dieser Spielzeit nicht im Theater war, ist selber schuld: Er hat heftige Partys, verwirrende Schönheiten und abenteuerliche Kunstwerke verpasst

den Darstellern. Danach gab es kaum noch Gründe, das Haus zu besuchen. Eine Bollywood-Show war so bunt wie dämlich, Auftritte des Nazi-Entertainers Heesters haben wir aus hygienischen Gründen gemieden, und die x-te Wiederaufnahme alter Arena-Shows waren auch nur von begrenztem Neuigkeitswert.

Erfreulicher entwickelte sich ein anderer Neustart: Armin Petras machte das leer gespielte, ziemlich tote Maxim Gorki Theater in Rekordzeit und mit einem Rekord-Output von über 40 Premieren wieder zu einem lebendigen Haus, das sein neues, deutlich verjüngtes Publikum gefunden hat. Wirklich

In glänzender Verfassung prä-sentierete sich das Deutsche Theater, das die beste Spielzeit seit Jahren (wenn nicht Jahrzehnten) erlebte. Das Ensemble ist das mit Abstand beste Berlins. Hier arbeiten einige der derzeit interessantesten Regisseure, sie könnten nicht unterschiedlicher sein: Nicolas Stemann, Jürgen Gosch, Dimiter Gotscheff, Michael Thalheimer. Was dem Haus früher vorgeworfen wurde (auch im tip), dass es einem gesichtslosen Gemischtwarenladen gleiche, ist in der Unterschiedlichkeit und Vielfarbigkeit der Stile inzwischen zu einer Stärke des wichtigsten Berliner Theaters geworden. Von den vielen heraus-

ragenden Inszenierungen (Goschs „Sommernachtstraum“, Bosses „Endspiel“, Stemanns „Don Carlos“) hat sich eine in ihrer Sprödeheit, spielerischen Intelligenz und düsterer Komplexität besonders ins Gedächtnis eingegraben: Gotscheffs „Die Perser“, ein schwarz funkeln-des Kunstwerk. Dass der Intendant noch bei der Generalprobe angesichts der schroffen Hermetik der Inszenierung so verunsichert war, dass er die Premiere am liebsten verschoben hätte, macht ja nichts.

Wenn Sie in diesem Jahrzehnt nur ein einziges Mal ins Theater gehen sollten, gehen Sie in „Die Perser“ von Dimiter Gotscheff am Deutschen Theater. Danach wissen Sie entweder, dass Sie ohne Theater (und besonders ohne dieses Theater) nicht mehr leben wollen, oder dass Theater, in dem man wach zuhören, hinschauen und nachdenken kann und muss, doch nichts für Sie ist.

Das Schwierigste zuletzt, und was könnte schwieriger sein als enttäuschte Liebe, in diesem Fall die schweren und schwersten Prüfungen unterzogene Liebe und Verehrung, die wir seit nunmehr über einem Jahrzehnt für die Volksbühne hegen. Von den wichtigen, künstlerisch relevanten Theatern hatte sie die tristeste Spielzeit – trotz Polleschs ziemlich witziger Boulevard-Variation „L'Affaire Martin!“, trotz der Meese-Castorf-Kooperation bei Wagners „Meistersingern von Nürnberg“.

Als würde er den Überdross an allem, am Theater, an sich selbst,

Bilanz | Bühne

an der ganzen ranzig gewordenen Dekadenz auskotzen, wirkte vor gut einem Jahr Castorfs Inszenierung „Im Dickicht der Städte“ – eine so grandiose wie kaputte, so rücksichtslose wie ratlose Inszenierung, voll mit Selbstzitat und Erinnerungen an zehn, zwölf Jahre alte Castorf-Szenen. Es wirkte wie ein schroff, sarkastisch gesetzter Schlusspunkt oder wie der Versuch, sich noch einmal neu zu erfinden. Von dieser Kraft, Intelligenz und Komplexität ist Castorfs Theater derzeit trostlos weit entfernt. Es wirkt richtungslos, lustlos, seiner selbst überdrüssig. Kein Wunder, dass wichtige Schauspieler und unwichtige Dramaturgen das Haus verlassen.

Wer könnte es Castorf verdenken, dass er bei jeder Gelegenheit erzählt, dass ihm Berlin schlechte und Brasilien gute Laune macht. Fragt sich nur, weshalb er sich dann seinen mit nicht zu übersehender Lustlosigkeit absolvierten Intendantenjob bis kurz vor Eintritt ins Rentenalter antun will und seinen Vertrag bis 2013 verlängert hat.

Wie um sich für die Vertragsverlängerung durch den PDS-Kultursenator zu bedanken, inszenierte Castorf dann noch eine kleine Farce mit sich selbst als Hauptdarsteller. Auf dem Parteitag der früheren PDS, die noch früher SED hieß und sich jetzt Die Linke nennt, ergänzte Castorf das Kulturprogramm, das außer ihm aus einem Auftritt des Schlagersängers Konstantin Wecker bestand. Castorf hielt eine Rede, die in der erschütternden Erkenntnis gipfelt, wer Politikern in die Augen blicke, sehe nur „Lügen, Lügen, Lügen“. Wahrscheinlich hatte er Oskar Lafontaine zu lange in die Augen geschaut.

Manchmal wirkt es, als sei Ivan Nagels berühmtes Orakel zu Beginn der Castorf-Ära, in drei Jahren sei die Volksbühne entweder „tot oder berühmt“, auf gespenstische Weise in Erfüllung gegangen. Ab und zu, zuletzt in Castorfs nerviger, stumpfsinniger „Anjo negro“-Inszenierung, denkt man das Undenkbare: Vielleicht ist die Volksbühne inzwischen nicht mehr „tot oder berühmt“. Sondern tot und berühmt. Das wäre ganz schön traurig. ■

Peter Laudenbach